Dezember 2018

CURAVIVA.CH

gazette

berufsbildung weiterbildung sozialpädagogik kindererziehung gemeindeanimation

Unser Thema
Wer sich freiwillig engagiert, erlebt Schönes und Herausforderndes. Vier Freiwillige erzählen. Seite 6

Porträt
Theres Meierhofer war Juristin. Heute ist sie Heimleiterin. Den Berufswechsel hat sie nie bereut. Seite 14

Die andere Seite von…
Alexandra Villiger arbeitet bei der hfg als Kauffrau. Und nach Feierabend geht's ab ins Bienenhaus. Seite 16

Freiwilligenarbeit verlangt Professionalität

Thomas Hauser ist Leiter von Benevol Schweiz. Im Gespräch zeigt er auf, wie sich die Freiwilligenarbeit wandelt und was Organisationen tun können, um Freiwillige zu gewinnen – und zu halten.

Viele Vereine kämpfen mit Mitgliederschwund. Ihre Existenz basiert auf Freiwilligkeit. Passt das noch zum Zeitgeist?
Thomas Hauser: Tatsächlich kämpfen gewisse Vereine mit Schwierigkeiten und sterben teilweise aus. Dennoch würde ich keine Analogie zur Freiwilligenarbeit ziehen. Diese ist lebendig und einem steten Wandel unterworfen. So wie die Arbeitswelt müssen sich auch Vereine laufend Gedanken über ihre Legitimität machen. Sie haben sich mit der Frage auseinanderzusetzen: Wenn wir keine Mitglieder mehr finden, ist dann unsere Existenz noch berechtigt?

weiter auf Seite 3 ›

Inhalt

Unser Thema: Freiwilligenarbeit
Freiwilligenarbeit verlangt Professionalität 1

Freiwillige haben das Wort 6

Zeit schenken macht reich 8

Neues aus der Bildung 10

Geflüstert 11

Reportage 12

Porträt 14

Die andere Seite von … 16

Die Fotos in dieser Nummer

An einem sonnigen Sommertag machte sich unsere Fotografin Monique Wittwer auf den Weg nach Basel. Dort wurde sie von Sina, Jan und Owen erwartet, welche auf dem Weg zu einer kleinen Velotour mit Picknick waren. Die Impressionen von diesem gelungenen Freiwilligeneinsatz umrahmen unser Schwerpunktthema. Warum sich Jan für das Projekt MUNTERwegs engagiert, lesen Sie auf Seite 6.

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser

Die Professionellen und die Freiwilligen. Die Professionellen und die Laien. Oder könnte man auch sagen: Die Bezahlten und die Unbezahlten? Die vorliegende Nummer der Gazette widmet sich dem Thema Freiwilligenarbeit. Diese spielt im Gefüge von staatlicher, marktwirtschaftlicher und zivilgesellschaftlicher Verantwortung nach wie vor eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Laut dem Bundesamt für Statistik sind es rund 42 Prozent der Gesamtbevölkerung, die in irgendeiner Form freiwillig einen Beitrag leisten zum Gemeinwohl, sei dies institutionell oder informell. Der gleichen Statistik ist zu entnehmen, dass Sport- und Kulturvereine die ersten Ränge belegen, gefolgt von sozial karitativen Organisationen. Ist soziales Engagement demzufolge eine Selbstverständlichkeit? Wir meinen ja, wenn auch – dem Zeitgeist entsprechend – vielleicht etwas anders ausgelegt als früher. Die sozialen Medien zeigen ein Bild von hoher Individualisierung, das «Selbst» wird mannigfaltig in Szene gesetzt. Erst auf den zweiten Blick wird sichtbar, dass viele Menschen punktuell oder projektbezogen ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten freiwillig zur Verfügung stellen und dabei für sich selbst profitieren. Lesen Sie dazu die Kurzbeiträge, die von den unterschiedlichsten Aktivitäten von vier Personen berichten.

Die Sichtbarkeit von Freiwilligenarbeit wirft eine Reihe von weiteren Themenfeldern auf: Freiwilligenarbeit wird geschätzt, wird sie auch wertgeschätzt? Kann man denn noch von Freiwilligkeit sprechen, wenn dafür ein Honorar bezahlt wird? Dürfen professionelle Ansprüche an die freiwillig geleistete Arbeit gestellt werden? Können Standards definiert werden und die Leistungen daran gemessen, beurteilt werden? Das Interview mit Thomas Hauser, Geschäftsleiter von Benevol, erörtert diesen Fragenkomplex.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Martin Zentner
Bildungsbeauftragter für Führung und Management
CURAVIVA Weiterbildung

Und los geht's auf die Velotour.

> Fortsetzung von Seite 1

Ist sie noch berechtigt?
Ja. Doch vielleicht müssen sich Vereine wandeln. Ein Beispiel: In einer Gemeinde gibt es einen Männer-, einen Frauen- und einen gemischten Chor. Ein Stück weit stehen sie in Konkurrenz. Sie könnten aber auch zusammenarbeiten. Etwa im Rahmen eines Projektchors. Widmet sich ein solcher einem spannenden Vorhaben, ist er plötzlich wieder populär.

Freiwilligenarbeit wird also nicht aussterben trotz zunehmender Individualisierung?
Nein. Sie verändert sich, aussterben wird sie nie. Freiwilligenarbeit, Staat und Wirtschaft sind tragende Säulen unserer Gesellschaft. Alle drei wird es immer geben. Ja, die Individualisierung beeinflusst die Freiwilligkeit. Viele Menschen wollen sich nicht mehr langfristig einbinden. Heute will man sich eher punktuell und projektbezogen engagieren. Die Motive sind nicht mehr dieselben.

Inwiefern haben sie sich geändert?
Freiwillige müssen vom Sinn einer Arbeit überzeugt sein. Menschen, die selbstlos Gutes tun, werden immer seltener. Heute ist vermehrt das Bedürfnis feststellbar, dass sie etwas bewegen wollen. Organisationen müssen sich überlegen: Was bieten wir Freiwilligen? Wie können wir sie motivieren? Hauptmotiv ist immer noch der Spass. Doch heute wollen Freiwillige ausprobieren, bevor sie sich langfristig verpflichten. Deswegen sollten Organisationen Strukturen und Zyklen überdenken.

Eine Studie des Gottlieb Duttweiler Instituts betont, die moderne Schweiz sei geprägt vom Zusammenspiel von Staat, Markt und Zivilgesellschaft. Ist Letztere noch gleich bedeutend wie früher?
Dieses Bewusstsein über die Bedeutung von Freiwilligenarbeit ist relativ neu. Mittlerweile wird sie nicht mehr als selbstverständlich betrachtet. Früher fragte man weniger nach dem Nutzen einer Arbeit: Baute jemand im Dorf ein Bauernhaus, haben alle Fronarbeit geleistet. Man half im Wissen, dass man dereinst auch wieder auf Unterstützung angewiesen sein wird. Durch die Industrialisierung hat sich dieses Verständnis verändert, durch die Individualisierung abermals. Viele sehen im sozialen Engagement keine Selbstverständlichkeit mehr. Heute muss dessen Notwendigkeit aufgezeigt werden. Das ist eine unserer grossen Aufgaben: Wir wollen den Individualisten darlegen, dass das «grosse Bewegen» nur miteinander geht. Zentral ist ferner die Antwort auf die Frage, was man davon hat.

Sagen Sie es – was hat man von Freiwilligenarbeit?
Nehmen wir mein Beispiel: Ich habe mit Freiwilligenarbeit viele Erfahrungen gesammelt, die mich in meiner beruflichen Karriere weitergebracht haben. Zum einen habe ich neue Kompetenzen entwickelt, zum anderen neue Netzwerke, zudem Anerkennung und Respekt erhalten. Aus einem freiwilligen Engagement wurde über mehrere Schritte mein heutiger Job.

Etwas Statistik: Wie viele Freiwillige sind in der Schweiz aktiv? Ist die Zahl zu- oder abnehmend?
Mit Blick auf das Engagement in Vereinen ist die Anzahl der Freiwilligen abnehmend und das Gesamtbild eher düster. Fasst man aber alle Aktivitäten ins Auge, ist sie stabil. Vier von zehn Personen engagieren sich freiwillig – also etwa drei der insgesamt acht Millionen Einwohnerinnen und Einwohner. Viele sind sich ihres Engagements nicht bewusst. Freiwilligkeit gibt es eben nicht nur in Vereinen. Wer in einer Kleiderbörse mithilft, Wikipedia-Artikel verfasst oder Senioren erklärt, wie man ein Smartphone bedient, macht ebenfalls Freiwilligenarbeit.

Soziale Organisationen konstatieren zwei Dinge: Freiwillige mögen ihre Arbeit, denn sie gibt ihnen viel zurück. Zugleich ist es schwierig, an Helferinnen und Helfer heranzukommen. Was raten Sie?
Es mag widersprüchlich tönen. Aber Freiwilligenarbeit verlangt Professionalität. Wenn sich jemand bewirbt und dann zwei Wochen nichts hört, ist das schon mal ein schlechtes Signal. Organisationen müssen auf demselben Niveau arbeiten, wie beim Umgang mit Angestellten. Freiwillige sollen gleich sorgfältig ein-

Auf zwei Rädern durch die Natur.

gearbeitet werden. Wichtig ist zudem die Wertschätzung. Freiwillige geben sich oft bescheiden. Dennoch kann man viel erreichen, wenn man ihnen ihre Bedeutung klar macht und Anerkennung gibt. Zentral ist auch das Bedürfnis der Mitbestimmung.

Die Studie des Gottlieb Duttweiler Instituts spricht in diesem Kontext von «neuen Freiwilligen». Diese wollen mitentscheiden. Was bedeutet das für eine Organisation?
Sie darf Freiwilligenarbeit nicht als Satelliten betrachten, sondern muss sie einbinden und dem Bedürfnis nach Mitsprache Platz einräumen. Dieses Bewusstsein braucht nicht nur der Freiwilligenkoordinator, sondern auch die Geschäftsleitung und die strategische Führung. Das ist mit Mehraufwand verbunden. Doch es ist sinnvoll, Anliegen anzuhören und ernst zu nehmen. Mit Freiwilligen muss man anders umgehen als mit Arbeitnehmenden. Man kann sie weniger kommandieren. Man muss sie von der Sinnhaftigkeit ihres Tuns überzeugen.

Wie unterstützt Benevol Freiwilligenarbeit?
Wichtigster Teil unserer Arbeit ist die Vermittlung. Oftmals fehlen Organisationen Ressourcen und Kanäle für eine Suche. Zudem gibt es viele Menschen, die sich engagieren möchten, aber nicht wissen, wo. Wir haben eine Relais-Funktion: Wir bringen Organisationen und Freiwillige zusammen. Weiter bieten wir Beratung und Bildung an. Gerade im sozialen Bereich sind wir hier gut positioniert. Wir haben Kurse für Freiwillige, die Personen begleiten. Auch Aus- und Weiterbildungen für Koordinatorinnen und Koordinatoren stehen auf unserem Programm, ferner Schulungen für Vorstandsmitglieder von Vereinen. Überdies wollen wir Freiwilligkeit sichtbar machen. Unter anderem, indem wir uns für ihre Anerkennung einsetzen. So ermutigen wir Organisationen, geleistete Arbeit mit Bestätigungen auszuweisen. Freiwillige wiederum sollen ihr Engagement präsentieren, zumal in Bewerbungen. Im angelsächsischen Raum würdigen das Arbeitgeber mehr als bei uns. Oftmals haben sie gar die Erwartung, dass sich Mitarbeitende engagieren. Und schliesslich hat Benevol Standards definiert: Was kann Freiwilligenarbeit? Wo stösst sie an ihre Grenzen? Uns ist es wichtig, bezahlte Arbeit zu schützen. Wir wollen Missbrauch von Freiwilligkeit verhindern, insbesondere in Belangen, in denen keine gesetzliche Regelung vorhanden ist.

> «Freiwillige soll man einbinden und dem Bedürfnis nach Mitsprache Platz einräumen.»
>
> Thomas Hauser, Geschäftsleiter Benevol

Wären demnach mehr Regulatorien nötig?
Ein umstrittenes Thema. In gewissen Kantonen ist viel geregelt, in anderen wenig. Eine Vorbildrolle kommt der Waadt zu: Hier ist Freiwilligenarbeit in der Verfassung verankert. Zudem unterstützt die öffentliche Hand Organisationen grosszügig. In anderen Kantonen hingegen sind die Beiträge erheblichen Schwankungen unterworfen. Mit Blick auf diese dem Föderalismus geschuldeten Differenzen wäre uns eine Förderung auf nationaler Ebene wichtig. Allerdings gibt es Organisationen, die genau das verhindern wollen, weil sie befürchten, dadurch Selbstständigkeit und Kreativität einzubüssen. Wie erwähnt, hat die Studie des Gottlieb Duttweiler Instituts aufgezeigt, dass Freiwillige mitdenken wollen. Legt der Staat Bürgern alles zu Füssen, lässt das Engagement nach. Freiwilligkeit motiviert zum Ausprobieren. Oftmals entsteht durch sie Neues, Dinge, die nicht in Business-Plänen stehen. Entwickeln sie sich gut, übernimmt die Wirtschaft.

Was haben Freiwillige aufgebaut, das die Wirtschaft später übernommen hat?
Typisch sind Musikfestivals. Zu Beginn haben ein paar Begeisterte eine Idee. Der Anlass entsteht und wächst. Mit der Zeit wird die Verantwortung zu gross im Rahmen von Freiwilligenarbeit. Eine Professionalisierung setzt ein.

Ob sie das Feuer zum Brennen bringen?

Einmal mit dem Packrad fahren.

Ein Beispiel für die Entwicklung in die entgegengesetzte Richtung?
In Schaffhausen gab es eine hochwertige private Kulturinstitution. Leider wurde sie geschlossen, die Räume standen leer. Zwar existieren verschiedene Nutzungspläne, doch ihre Umsetzung dauert. In die Lücke gesprungen ist der «Verein für sinnvolle Raumnutzung». Er vermietet die Lokalitäten zu vernünftigen Preisen und stellt sie Kreativen und Start-ups zur Verfügung. Dadurch ist ein prosperierendes Milieu entstanden.

Freiwilligenarbeit motiviert zum Ausprobieren. Zum Schluss: Welche Ratschläge geben Sie Organisationen, damit auch sie davon profitieren können?
Am wichtigsten ist: Freiwilligenarbeit soll Spass machen. Organisationen müssen vermitteln, dass dies bei ihnen der Fall ist. Hierzu raten wir, bestehende Netzwerke zu nutzen. Zum Beispiel das Umfeld von engagierten Personen. Sie sollen hinaustragen, was ihnen die Arbeit bringt. Zudem empfehlen wir ein offensives Vorgehen: Viele Freiwillige wünschen, dass sie angefragt werden. Überdies sollte bei der Suche gleich professionell vorgegangen werden, wie beim Akquirieren von Personal – bei vielen Organisationen besteht hier noch Potenzial.

Nicht zuletzt empfehlen wir einen Blick auf unsere Vermittlungsplattform benevol-jobs.ch. Hier präsentieren sich Organisationen und Tausende von Freiwilligen.

David Koller

Dachorganisation für Freiwilligenarbeit

Benevol Schweiz ist die nationale Dachorganisation der regionalen Fachstellen für freiwilliges Engagement. Über 1800 Organisationen sind über Mitgliedschaften mit Benevol verbunden. Benevol Schweiz bietet professionelle Dienstleistungen und ist nationaler Ansprechpartner in Fragen von Freiwilligenarbeit und Freiwilligkeit.

Thomas Hauser (43) ist seit Juli 2017 Geschäftsleiter von Benevol Schweiz. Daneben arbeitet er als Fachstellenleiter von Benevol Schaffhausen. Zuvor war er während sechs Jahren für das Schaffhauser Musikfestival «Stars in Town» tätig, zu dessen Mitgründern er gehört.

www.benevol.ch
www.benevol-jobs.ch
www.dossier-freiwillig-engagiert.ch

Freiwillige haben das Wort

Erika Schärer, Jan Welker, Joseph Hofstetter und Norah Steiner haben eines gemeinsam: Sie leisten Freiwilligenarbeit. Wofür sie sich engagieren und was der «Gewinn» aus ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit ist, erzählen sie in den Kurzporträts.

Erika Schärer (75)
Ehemalige Pflegefachfrau und Supervisorin, Weggis

Ganz präsent sein

Immer wieder hat Erika Schärer in ihrem Leben Freiwilligeneinsätze geleistet. Sie arbeitete in Israel in einem Kibbuz, setzte sich in Italien für Strassenkinder ein und leistete mehrere Katastropheneinsätze. Die Welt auch in ihren schwierigen Dimensionen erfahren: Diese Motivation liess Erika Schärer von Zeit zu Zeit aus dem angenehmen Schweizer Alltag ausbrechen.

Heute ist sie pensioniert. Doch die Freiwilligenarbeit geht weiter. Sie leistet für die Spitex Fahrdienste und engagiert sich seit zwölf Jahren in der Begleitung von Schwerkranken und Sterbenden. Nachts wacht sie an Krankenbetten und entlastet damit Angehörige im Privatwohnraum oder Mitarbeitende in Institutionen. «Einfach da sein, mit offenen Sinnen und offenem Herzen», so umschreibt Erika Schärer ihre Aufgabe. Es gehe darum, zu spüren, was der Mensch gerade in diesem Moment brauche. Eine kleine Handreichung, eine Berührung, ein Gespräch, ein Lied, ein Gebet oder einfach Schweigen. Menschen in ihrer letzten Lebensphase zu begleiten, sei ein grosses Privileg. «Ich lerne so viel über das Wesen des Menschen und darüber, was am Ende eines Lebens plötzlich noch wichtig werden kann», sagt sie. Die Aufgabe sei anspruchsvoll und bereichernd zugleich. Manchmal bedeute sie auch, Gefühle wie Wut, Verbitterung oder Trauer auszuhalten.

Wenn Erika Schärer am frühen Morgen den Heimweg antritt, kann sie nicht einfach abschalten. «Ich nehme die Situation mit. Und das darf auch sein.» Sie achte aber auf eine gute «Seelen-Balance». Oft spaziert sie nach ihrem Einsatz eine Runde in der Natur oder fährt auf die Rigi. «Das ist ein wunderbarer Kraftspender.»

Jan Welker (33)
Informatiker, Basel

Gemeinsam MUNTERwegs

Seit über zwei Jahren verbringen Jan Welker und seine Freundin Sina Schlumpf jede zweite Woche einen Tag ihrer Freizeit mit einem Zweitklässler. Sie holen ihn jeweils sonntags ab und unternehmen etwas zusammen: sie grillieren im Wald eine Wurst, gehen schwimmen oder machen eine Velotour.

Kennengelernt haben sich die beiden und der Primarschüler durch das Mentoringprogramm MUNTERwegs (www.munterwegs.eu). Dieses vermittelt Kindern eine zusätzliche Bezugsperson. Gemeinsame Freizeitaktivitäten fördern spielerisch die Integration und Gesundheit. Die Ausflüge machen dem Trio Spass und helfen dem Jungen gleichzeitig, sein Deutsch zu verbessern.

Weshalb engagiert sich das junge Paar bei MUNTERwegs? «Als 2016 vermehrt Geflüchtete nach Europa kamen, entschieden wir, auch einen Beitrag zur Integration zu leisten», sagt Jan Welker. Er habe in seiner eigenen Kindheit sehr von einem starken sozialen Umfeld profitiert und möchte nun auch anderen diese Chance bieten.

Bei den gemeinsamen Unternehmungen wird viel gelacht. Doch der Weg zu diesem vertrauten Umgang war nicht ohne Herausforderungen. Insbesondere zu Beginn der Beziehung war es nicht immer einfach, einander zu verstehen. Inzwischen kennen und vertrauen sich die drei. Die gemeinsamen Sonntage sind geprägt von kleinen Ritualen und für die beiden Freiwilligen nicht mehr wegzudenken. Und wenn der Junge nach einem Ausflug glücklich nach Hause zurückkehrt und sich schon auf das nächste Mal freut, dann wissen Jan Welker und Sina Schlumpf, dass sich ihr Einsatz lohnt.

Joseph Hofstetter (67)
Ehemaliger Elektroniker, Horw

Etwas bewirken

Als Joseph Hofstetter vor etwa zwei Jahren den «Blickpunkt» mit Informationen der Gemeinde Horw durchblätterte, blieb er an einem Artikel über das Netzwerk «Horw interkulturell» hängen. Dieses will das Zusammenleben von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen fördern und organisiert unter anderem den wöchentlichen interkulturellen «Conga Treff». Kurz entschlossen ging Joseph Hofstetter an einem Mittwoch in den Saal «Egli», um zu sehen, was dort abläuft. Seither gehört er zum festen Kern der Freiwilligengruppe, welche den Treff betreut. Zusätzlich unterstützt er einzelne Personen bei persönlichen Anliegen wie dem Verfassen eines Lebenslaufs oder dem Ausfüllen eines Formulars.

Rund einen halben Tag pro Woche setzt der pensionierte Elektroniker für seine Freiwilligenarbeit ein. «Eine Motivation ist, meine Englisch- und Französischkenntnisse à jour zu halten», sagt er. Doch es gibt eine zweite Motivation: «Diese Leute haben teilweise schwere Schicksale zu ertragen. Ich möchte mit ihnen etwas von dem Glück teilen, das ich in meinem Leben erfahren habe.»

Joseph Hofstetter kann viel Gutes bewirken. Doch er erlebt auch Schwieriges. So engagierte er sich für einen jungen Asylsuchenden, dem er gute Chancen gab, sich in der Schweiz zu integrieren. Die Ablehnung des Asylantrags machte alle Hoffnungen zunichte. «Ich respektiere den Entscheid der Behörde, aber diese Situation ist mir nahegegangen.» Zum Glück erlebt er auch Positives. Drei Männer, die er betreut, absolvieren zurzeit ein Praktikum. Einer hat sogar eine Lehrstelle gefunden. «Solche Erfolge sind selten. Aber sie beweisen, dass wir etwas bewirken können.»

Norah Steiner (24)
Kundenberaterin, Luzern

Sich über Kleines freuen

Kauffrau Norah Steiner arbeitet bei einem Sprachreisespezialisten. Weil sie einen sozialen Ausgleich zu ihrem Beruf suchte, kam sie vor fünf Jahren auf die Idee, sich als Betreuerin für ein Insieme-Lager zu melden. Der Verein Insieme organisiert Freizeitangebote für Menschen mit geistiger Behinderung. «Vor dem ersten Einsatz war ich mega nervös, weil ich gar keine Erfahrung mit Menschen mit Behinderung hatte», erinnert sie sich. Die Lagerstimmung und die Arbeit im bunt zusammengewürfelten Betreuungsteam haben ihr jedoch auf Anhieb gefallen.

Seither stellt sich Norah Steiner jährlich für zwei bis drei Lagerwochen zur Verfügung. Sie nutzt die Möglichkeit einer unbezahlten Woche «Jugendurlaub», welche das Gesetz vorsieht. Die restliche Zeit geht auf ihr Ferienkonto. Von Insieme erhält sie eine Entschädigung. «Das finde ich schön, weil die Tage sehr lang sind.» Die Entschädigung sei jedoch nicht ausschlaggebend. «Ich habe während meiner Einsätze schon sehr viel gelernt», sagt Norah Steiner. «Die meisten Feriengäste lachen oft und freuen sich über kleine Dinge.» Diese positive Lebenseinstellung beeindrucke sie. «Im Winterlager beispielsweise findet jeweils als Abschluss ein Ski- und Langlaufrennen statt. Bei der Siegerehrung wird der Letztplatzierte mit demselben tosenden Applaus gefeiert wie der Erste. Von dieser Einstellung könnten wir uns eine dicke Scheibe abschneiden.»

Die Aufgabe als Betreuerin sei auch anstrengend. «Schliesslich trägt man eine grosse Verantwortung.» Doch das Wissen, dass Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung dank ihrem Einsatz eine tolle Zeit verbringen könnten, motiviere sie immer wieder aufs Neue.

Astrid Bossert Meier

Zeit schenken macht reich

Freiwillige bieten an, was im Betreuungsalltag nicht möglich ist. Ergeben sich Probleme, wenn Laien Zeit schenken? Ein Blick in die Stiftung Domino in Hausen AG zeigt: Von einem Spannungsfeld kann nicht die Rede sein.

Sind bei der Stiftung Domino für die Freiwilligenarbeit zuständig: Karin Schneiter (links) und Karin Fergg.

«Wir gehen irgendwo hin, wo ich schon lange nicht mehr war», sagt Berta Zimmermann über die Ausflüge mit ihrer freiwilligen Helferin. «Das ist immer schön.» Auch Elfriede Kohler gefallen solche Streifzüge. Indes brauchte sie zu Beginn etwas Zeit zum Kennenlernen. «Das ist das Wichtigste, dass man sich Zeit nimmt.» Die ersten Treffen fanden deswegen in gewohntem Umfeld statt: Der heimischen Cafeteria. Mit Erfolg. «Sie ist eine Nette», sagt Elfriede Kohler heute von ihrer Betreuerin.

«Tüpfelchen auf dem i»

Berta Zimmermann und Elfriede Kohler leben im Wohnheim der Stiftung Domino in Hausen AG. Diese bietet Arbeits-, Ausbildungs- und Wohnplätze für Menschen mit Behinderung an. Mit ihrer bedarfsorientierten Betreuung geht die Stiftung auf individuelle Bedürfnisse ein. Gleichwohl reicht die Zeit des Personals nicht für alle Anliegen der Klientinnen und Klienten. Dazu sind seit März 2017 freiwillige Helferinnen und Helfer im Boot: «Sie bieten unseren Bewohnerinnen etwas, das im Betreuungsalltag nicht möglich ist», sagt Karin Fergg, Bereichsleiterin Dienste und stellvertretende Geschäftsführerin der Stiftung. «Das Angebot ist quasi das Tüpfelchen auf dem i.»

> «Die Arbeit der Freiwilligen ist auch für Bezugspersonen ein Gewinn.»
>
> Karin Fergg , Stiftung Domino

Wichtig sei ein Vertrauensverhältnis zwischen den professionellen Mitarbeitenden der Stiftung Domino und den Freiwilligen. Dabei agieren die Bezugspersonen als Schnittstellen. Sie müssen sicherstellen, dass alles rund läuft. Die Arbeit der Freiwilligen sei auch für Bezugspersonen ein Gewinn, sagt Karin Fergg. «Sie sehen die Freude, die bei den Klientinnen und Klienten durch die zusätzliche Betreuung entsteht.»

Angebot in der Aufbauphase

Die Bandbreite des Engagements ist gross. Als Beispiele nennt Karin Fergg Ausflüge, Abendspaziergänge, Fahrdienste für Kurse oder ein persönliches Gespräch. Als letzthin der Zirkus Pipistrello in der Stiftung gastierte, unterstützten zwei Freiwillige das Team. Oder: «Eine Betreuerin hat einen Klienten zum Tanzen mit in den Ausgang genommen.» In der Regel kümmert sich der oder die Freiwillige nur um eine Person, damit eine Bindung entstehen kann «und weil ganz individuelle Wünsche erfüllt werden».

Das Angebot besteht seit eineinhalb Jahren und befindet sich immer noch in der Aufbauphase. Koordiniert wird es von Karin Schneiter. Die Leiterin der wohnintegrierten Beschäftigung hat hierzu ihr bestehendes Pensum um zehn Prozent aufgestockt. «Zu Beginn begleiten wir Freiwillige und arbeiten sie ein», erklärt sie. Danach sind sie autonom unterwegs, stehen aber in regelmässigem Austausch mit den Bezugspersonen. Beide Seiten können Gespräche einfordern – die Laien genauso wie die Profis. Zwei Mal jährlich findet zudem ein Freiwilligentreffen statt. «Hier tauschen wir Erfahrungen aus.» Ferner bietet die Stiftung Domino die Möglichkeit von internen oder externen Weiterbildungen bei Benevol an, sie ist Mitglied von Benevol Aargau. Daneben erhalten Freiwillige eine Entschädigung für anfallende Spesen – und nehmen am Jahresessen teil.

Positive Erfahrungen

«Zeit, die wir anderen schenken, macht uns selber reich», propagiert die Stiftung in einer Broschüre. Die Resonanz der Freiwilligen zeigt: Das sind keine leeren Versprechen. «Man spürt: Sie kommen gerne», sagt Karin Schneiter. Unter anderem sei für sie schön zu sehen, wie eine Person ihnen gegenüber Vertrauen aufbaut.

Zusammen das Feuer beobachten.

Schlangenbrot vom Feuer.

Karin Schneiter attestiert den Freiwilligen der Stiftung Domino eine grosse Zuverlässigkeit. Ein hohes Verantwortungsbewusstsein gehört denn auch zu den Grundvoraussetzungen für ein Engagement. Ferner gute Kommunikationsfähigkeit sowie psychische Belastbarkeit – und selbstredend Verständnis, Respekt sowie Freude an der Begleitung von Erwachsenen mit einer Behinderung.

Um sicherzustellen, dass diese Bedingungen erfüllt sind, führt die Stiftung Domino mit potenziellen Freiwilligen ein Vorstellungsgespräch durch. So lernt man sich kennen und es wird definiert, «was eine Person kann und möchte». Anschliessend gibt es eine interne Abklärung, wo Bedarf für eine freiwillige Person existiert. Besteht eine Nachfrage, wird die entsprechende Bezugsperson kontaktiert und eingearbeitet.

Werden Freiwillige auch abgewiesen? «Bisher kam es einmal vor, dass wir einer Person mitteilten, die Voraussetzungen für eine Zusammenarbeit seien nicht gegeben.»

Abbruchrisiko

Derzeit engagieren sich zehn Freiwillige: Acht Frauen und zwei Männer. Mehrheitlich handelt es sich um Pensionierte, viele haben einen pädagogischen Berufshintergrund. Eine Person ist deutlich jünger als die Übrigen, eine Studentin der Sonderpädagogik.

Angesprochen auf die Nachteile der Freiwilligenarbeit, nennt Karin Fergg das Risiko eines Abbruchs. «Jede Person kann sich zurückziehen. Dadurch wird etwas Bestehendes beendet.» Gerade mit Blick auf das aufgebaute Vertrauensverhältnis zwischen Freiwilligen und Klienten kann das problematisch sein. Zwar müssten Letztere damit umgehen können, «denn auch unser Personal kann kündigen und damit eine Beziehung beenden». Allerdings sei das Risiko eines Abbruchs bei Freiwilligenarbeit tendenziell grösser. «Bisher ist es in unserem Projekt aber noch nie dazu gekommen.»

Schwierige Rekrutierung

Mittelfristig sieht die Stiftung Domino einen Bedarf von 20 Helferinnen und Helfern. Deren Rekrutierung ist kein Zuckerlecken. Freiwilligenarbeit will nicht so recht zum von Selfie-Individualismus geprägten Zeitgeist passen. Die besten Erfahrungen macht die Organisation, wenn sie Vereine direkt angeht oder Veranstaltungen durchführt. «Letzthin haben wir das Forum 60+ eingeladen. Daraus ergaben sich zwei Engagements.»

> «Zeit, die wir anderen schenken, macht uns selber reich.»
>
> Stiftung Domino

«Aus Rückmeldungen wissen wir, dass die Arbeit den Freiwilligen viel zurückgibt», betont Karin Fergg. «Es ist schön zu sehen, wie man Freude bereiten kann.» Davon profitieren beide Seiten. Eine Win-win-Situation, die sowohl die Schenkenden als auch die Beschenkten bereichert.

David Koller

20 Jahre Erlebnispädagogik – eine Erfolgsgeschichte

Vom Pionierprojekt zum eidgenössisch anerkannten Diplom: Die Erlebnispädagogik hat eine bewegte Geschichte hinter sich. Nun feiert die Kooperation zwischen CURAVIVA Weiterbildung und «planoalto», dem Anbieter von systemischer Erlebnispädagogik, Geburtstag.

Erlebnispädagogische Arbeit ausserhalb der gewohnten vier Wände. Foto: «planoalto».

Der erlebnispädagogische Ansatz hat sich in verschiedensten Feldern der Pädagogik etabliert. Hunderte Praxisprojekte und erlebnispädagogische Unternehmungen wurden in den letzten zwanzig Jahren durchgeführt – viele durch von CURAVIVA Weiterbildung und «planoalto» ausgebildeten Erlebnispädagoginnen und -pädagogen. Die Orte waren dabei so vielfältig wie die Menschen, mit denen erlebnispädagogisch gearbeitet wurde: in Kinder- und Jugendheimen, in Einrichtungen für psychisch beeinträchtigte Erwachsene und andere Menschen mit Beeinträchtigungen, in Schulen und Sonderschulheimen, in Familienprojekten, in der offenen Jugendarbeit, mit betagten Menschen, mit Waldspielgruppen, pädagogischen Teams, Managerinnen und Managern oder in der Erwachsenenbildung.

Erlebnispädagogik als Gegenpol

Im Zentrum der Erlebnispädagogik stehen gemeinsame Erlebnisse und an gemeinsamen Aktivitäten orientierte Methoden. Sie setzt damit bewusst einen Kontrapunkt zu Methoden, bei denen das Gespräch dominiert. Vermittelt werden Naturerfahrungen als Kontrast zum passiven Konsum. Die eigene Wirkung soll erlebt werden als Gegenerfahrung zum Alltag, in welchem viele Handlungen nicht mehr zu unmittelbaren Wirkungen führen. Die Erlebnispädagogik sucht und nutzt Freiräume als Gegenpol zur zunehmenden Reglementierung in den Institutionen, aber auch in der Bildung.

Die fruchtbare und freundschaftliche Zusammenarbeit zwischen CURAVIVA Weiterbildung und «planoalto» die zur Professionalisierung der Erlebnispädagogik geführt hat, feiert nun den zwanzigsten Geburtstag. 1998 starteten Hans-Peter Hufenus und Astrid Habiba Kreszmeier von der damaligen Wildnisschule Schweiz in Kooperation mit Fridolin Herzog, dem damaligen Leiter des WDF (Weiterbildung, Dienstleistung, Forschung) der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik hsl, den ersten Nachdiplomkurs (NDK) «Projektleitung Erlebnispädagogik». Er dauerte 35 Tage und wurde fortan jährlich durchgeführt. Ein zweiter, vertiefender NDK folgte.

Dipl. Erlebnispädagoge/in NDS HF

Das Bedürfnis nach einem geschützten, eidgenössisch anerkannten Berufsabschluss wurde grösser, nicht zuletzt auch ausgelöst durch die wachsende Zahl von Anbietern und durch Vorfälle, die die Erlebnispädagogik in die Kritik brachten. 2010 erteilte der Bund dem NDS Erlebnispädagogik von CURAVIVA Weiterbildung und «planoalto» die eidgenössische Anerkennung als Nachdiplomstudium HF. Erfolgreiche Absolventinnen und Absolventen tragen den geschützten Titel «dipl. Erlebnispädagoge/in NDS HF». Das NDS startet jährlich im August, setzt sich aus zwei Nachdiplomkursen zusammen und umfasst 52 Tage.

Wir wünschen der Erlebnispädagogik und unserer Bildungskooperation eine weitere, bereichernde und wirkungsvolle Dekade und freuen uns bereits auf unser nächstes Jubiläum.

Susanne Eberle, CURAVIVA Weiterbildung und
Andrea Zuffellato, «planoalto»

Interessantes und Kurioses vom Abendweg

Die Eingangstüre öffnet sich wie von Geisterhand, Mitarbeiterinnen kommen und gehen und die Veranstaltungsorte der Diplomfeiern geben zu reden …

Heike Kãmel geht zurück nach Berlin

Wie in der letzten Gazette bereits angekündigt, ging Dr. Heike Kãmel Ende November in Pension. Von Berlin herkommend, war die Diplomsozialpädagogin, Soziologin und Erziehungswissenschafterin am 1. Oktober 2008 bei der hsl «gelandet». Sie hat sich als Kursleiterin in der berufsintegrierten Ausbildung (mit und ohne Vorbildung) engagiert und mit grosser fachlicher Überzeugungskraft in Soziologie, Pädagogik und weiteren Fächern unterrichtet. Ihr besonderes Augenmerk galt aber der Weiterentwicklung des Themenbereichs Berufsethik an der hsl. Wir danken Heike Kãmel sehr herzlich für ihr überzeugendes Mitwirken an der hsl und wünschen ihr für den nächsten Lebensabschnitt von Herzen alles Gute.

Eigenwillige Eingangstüre am Abendweg 1

Seit Längerem bestand die Idee, die Haupteingangstüre behindertengerecht zu machen. Da auch unterhaltsmässig Bedarf bestand, wurde dieses Vorhaben geplant und während der Herbstferien ausgeführt. Etwas unterschätzt wurde dabei die Eigenwilligkeit alter Häuser – das Hauptgebäude am Abendweg ist immerhin rund 150 Jahre alt. Zwar öffnet sich die Türe (fast) immer tadellos von alleine, wenn man/frau sich von innen oder aussen nähert. Weniger zuverlässig klappt es hingegen mit dem Schliessen. Aus diesem Grund ist unser Hauswart Othmar Marbach immer wieder bei der Türe anzutreffen, wo er deren eigenwilliges Verhalten mit grossen Sorgenfalten beobachtet. Wir alle hoffen, dass Planer und Handwerker die antike Türe doch noch mit modernster Technik überlisten können.

Unterstützung Praxisbegleitung

Rea Schärli aus Luzern wird die hsl künftig im Bereich der Praxisbetreuung unterstützen. Ursprünglich als Primarlehrerin ausgebildet, hat sie mit dem Studium in Sozialer Arbeit, Studienrichtung Sozialpädagogik (an der FHNW Basel), einen Berufswechsel vorgenommen. Sie arbeitet seit rund zehn Jahren in wechselnden Funktionen im Jugenddorf Knutwil.

Höhepunkt des Schuljahres

Die letzte Septemberwoche ist für die beiden Schulen hsl und hfk jeweils Höhepunkt und Ende des Schuljahres zugleich. Am Donnerstag (hfk in Zug) und Freitag (hsl in Luzern) hatten die beiden Schulleiter Thomas Jaun und Eusebius Spescha je ihren grossen Auftritt. Sie durften den erfolgreichen Studierenden, unterstützt von den jeweiligen Kursleitern/innen, das Diplom überreichen. Vor festlich gestimmtem Publikum galt es, einen Endpunkt zu setzen, der allen in möglichst guter Erinnerung bleiben würde. Die geflüsterten Rückmeldungen bestätigen einhellig, dass dies an beiden Orten gelungen ist. Böse Zungen versuchen allerdings der Wahl der Veranstaltungsorte (reformiertes Kirchgemeindezentrum in Zug und Casino in Luzern) eine Bedeutung überzustülpen. Dabei sind es einfach gute Orte, um solche Feiern durchzuführen.

Sie verwöhnen Gäste am fremden Herd

HPS steht für Heilpädagogische Schule. Die drei Buchstaben stehen aber auch für das Projekt Haus-Party-Service: Willisauer HPS-Schüler und -Schülerinnen sowie ihre Lehrpersonen bekochen Gäste in deren Zuhause. Ein Blick in die fremde Küche zeigt, wie das funktioniert.

In gut drei Stunden kommen die Gäste. Nina (15) aus Nebikon und Jessica (15) aus Zell besuchen die neunte Klasse der Heilpädagogischen Schule Willisau. Gemeinsam mit ihren Hauswirtschaftslehrerinnen Sylvia Brun-Koch und Doris Grob-Wyss sitzen sie am Tisch. Doch nicht etwa während des Unterrichts in der Schulküche, sondern an einem freien Tag in einer fremden Küche. Hier werden sie heute Abend zehn Personen bekochen, die sie nicht kennen.

Als Gastgeber nichts tun

Haus-Party-Service nennt sich dieses Projekt, das die beiden Willisauer Hauswirtschaftslehrerinnen vor 16 Jahren initiiert haben. Die Idee: Gastgeber laden bis zu 15 Personen zu sich nach Hause ein. Das HPS-Team unterbreitet den Kunden Menüvorschläge, stellt die Einkaufsliste zusammen, deckt den Tisch, bereitet Apéro, Vorspeise, Hauptspeise und Dessert zu, serviert, wäscht ab und räumt die Küche auf. Die Gastgeber kaufen lediglich ein und geniessen den Abend mit den Gästen. Für die Dienstleistung bezahlen sie je nach Aufwand rund 200 bis 300 Franken.

Denken und arbeiten

Bevor sich die Schülerinnen an die Arbeit machen, werden die Rezepte des heutigen Abends besprochen. Zur Vorspeise gibt es Cherrytomaten mit Linsen auf Blattsalat. Zur Hauptspeise werden Hacktätschli an Mohnsauce mit Ofenkartoffeln und Gemüse serviert und zum Dessert eine Erdbeer-Vanille-Schale. Bei der Wahl des Menüs versuchen die Lehrpersonen, Gelerntes und Neues zu kombinieren. Hacktätschli beispielsweise haben die beiden Jugendlichen auch schon zubereitet. «Mit welcher Arbeit fangen wir an?», fragt die Hauswirtschaftslehrerin. «Mit dem Dessert, weil man es kühl stellen muss», antwortet Jessica. «Und die Hacktätschli könnte man auch schon vorbereiten», sagt Nina. Also ab in die Küche.

Konzentriert an der Arbeit. Von links: Doris Grob-Wyss und Jessica schneiden Kräuter für die Hacktätschli, Sylvia Brun-Koch und Nina bereiten die Spargel-Tartelettes zu.

Zum letzten Mal

Eigentlich laufen die Vorbereitungen wie immer. Und dennoch findet heute ein spezieller Haus-Party-Service statt: Es ist der allerletzte unter der Leitung der langjährigen Lehrpersonen Doris Grob und Sylvia Brun. Beide gehen in Pension. Bald werden zwei neue Lehrerinnen den Hauswirtschaftsunterricht an der HPS und damit auch das Projekt Haus-Party-Service übernehmen. Bei der letzten Durchführung wollte Doris Grob selber Gastgeberin sein. Sie hat Freunde eingeladen und wird ausnahmsweise eine Doppelrolle übernehmen.

So selbstständig wie möglich

Inzwischen hat Jessica den Tisch gedeckt und mit Blütenblätter dekoriert. In der Küche bereitet Sylvia Brun mit Nina Spargel-Tartelettes vor, welche zum Apéro gereicht werden. «Die Tartelettes haben wir kürzlich im Unterricht gebacken. Nun repetieren wir das Re-

In der Praxis lernen

Der Haus-Party-Service garantiert Gastgebern einen stressfreien Abend. Dies ist jedoch nicht der Hauptgrund, weshalb die Heilpädagogische Schule das Projekt durchführt. Viel wichtiger ist, dass HPS-Schülerinnen und -Schüler mit den externen Arbeitseinsätzen auf den Übertritt ins Berufsleben vorbereitet werden. Berufskompetenzen wie angenehme Umgangsformen, Motivation, Ausdauer, Eigenverantwortung, Kommunikations- oder Teamfähigkeit werden gefördert. Diese sind im Arbeitsalltag unerlässlich. Ruth Duss-Hunkeler, Rektorin der HPS Willisau, gibt zu bedenken: «Unsere Lernenden werden nie mit kognitiven Leistungen glänzen. Von ihrem Verhalten und ihren sozialen Kompetenzen könnten jedoch viele Jugendliche der Regelschule etwas lernen.»

Rote Schürzen als Markenzeichen. Die Schülerinnen servieren den Apéro.

Während die Gäste geniessen, wird in der Küche abgewaschen.

zept.» Schon wandert das Blätterteiggebäck in den Ofen, während Jessica im «Tiptopf»-Kochbuch blättert. Sie sucht das Rezept für die Hackfleischtätschli. Gemeinsam mit der Lehrperson bereitet sie es Schritt um Schritt zu. Doris Grob lässt sie so selbstständig wie möglich arbeiten, steht ihr aber bei Bedarf zur Seite. Und sie stellt auch mal eine Frage: «Was ist das für ein Küchenkraut, das wir ins Fleisch geben? Warum ist es wichtig, dass alle Hackfleischtätschli ungefähr gleich gross sind?» Es wird schnell klar, dass es beim Haus-Party-Service nicht nur um das Endprodukt geht, sondern auch ums Lernen (siehe auch Kasten). «Die Schülerinnen sollen nicht nur arbeiten, sondern auch mitdenken», erklärt Doris Grob. Als Lohn winkt ein kleines Taschengeld.

Ladies in Rot

In einer Stunde treffen die Gäste ein. Letzte Details für den Service werden besprochen. «Achtung beim Prosecco, nicht zu viel einschenken, weil er schäumt.» Die Mädchen werden munter. Sie schenken imaginären Gästen Wein ein und präsentieren ihnen die Flasche. «So, jetzt müssen wir aber Gas geben», beendet Sylvia Brun den Spass. Jessica soll den Apéro auf zwei Platten anrichten, Nina das Wasser bereitstellen. In den letzten zehn Minuten wird es doch noch etwas hektisch. «Die Schürze», erinnert sich Nina und zieht aus einer Plastiktüte zwei knallrote Servierschürzen. Und schon klingeln die ersten Gäste.

Konzentration gefragt

Kein Tropfen Prosecco überschäumt, als Jessica einschenkt. Die verschiedenen Apéro-Snacks, insbesondere die Spargel Tartelettes, kommen gut an. Während sich die Gäste an den Tisch begeben, wird in der Küche die Vorspeise angerichtet. Nina und Jessica bedienen fast schon wie Profis und servieren die Speisen elegant von rechts, «und beim Mann ganz hinten darf ich auch von links, weil es von rechts nicht geht», weiss Jessica. «Ready zum Service?», fragt Doris Grob etwas später, als der Hauptgang ansteht. «Jetzt müsst ihr euch konzentrieren, es muss schnell gehen.» Hacktätschli und Ofenkartoffeln auf den Teller, mit Mohnsauce und Gemüse garnieren und zügig servieren. Als alle zehn Teller vor den Gästen stehen, erklären die Schülerinnen das Menü und wünschen «en Guete».

Applaus von den Gästen

Am Gästetisch wird munter diskutiert, gelacht und genossen. In der Küche geht die Arbeit weiter: Backblech putzen, Abwaschmaschine einräumen, Pfanne reinigen, Dessert bereitstellen. In der Regel serviert der Haus-Party-Service den Hauptgang, räumt dann auf, stellt das Dessert bereit und verabschiedet sich spätestens um 20 Uhr, damit die Schülerinnen rechtzeitig zu Hause sind. Das ist auch heute der Fall. Nina und Jessica treten an den Tisch und verabschieden sich. Da richtet ein Gast das Wort an die Schülerinnen: «Macht ihr den Haus-Party-Service eigentlich gern?», will er wissen. «Ja, sehr gern», antworten sie und nicken. «Das sieht man!» Dieser Meinung sind auch die anderen Gäste und applaudieren spontan. Ein schöneres Kompliment hätten die Jugendlichen nicht erhalten können.

Astrid Bossert Meier

Wo der Tod Chefsache ist

Sie ist studierte Juristin und stammt aus Zürich. Dass Theres Meierhofer-Lauffer heute im Klosterdorf Engelberg ein Alters- und Pflegeheim leitet, stand nicht in ihrem Lebensplan. Doch all ihre Erfahrungen führten sie an diesen Ort.

«Geborgen im Leben – Geborgen im Sterben.» Der Satz steht tatsächlich in grossen Lettern an der gläsernen Schiebetüre des Alters- und Pflegeheims Erlenhaus und konfrontiert jeden Besucher beim ersten Betreten mit dem Tod. Ganz schön mutig. Oder einfach ehrlich? «Geborgen im Leben – Geborgen im Sterben» ist der Leitsatz des Hauses. Und Heimleiterin Theres Meierhofer-Lauffer verspürt nicht das geringste Bedürfnis, das Sterben aus dem Heimalltag zu verbannen. «Menschen im Leben zu begleiten bis sie sterben, das ist unser Kerngeschäft», sagt sie. Das Erlenhaus Engelberg hat 50 Einzelzimmer. Bis zu 20 Menschen sterben hier jährlich. «Wenn ein Todesfall gut verlaufen ist, mit allem was dabei auch schwer ist, können wir uns auf die Schulter klopfen wie ein Banker, der ein Geschäft abgeschlossen hat. Das ist unser Business.»

Von Zürich nach Engelberg

Theres Meierhofer sitzt an einem Tischchen in der Cafeteria, vor sich einen Cappuccino, und blickt die Journalistin an. Da ist kein Zynismus spürbar, sondern Offenheit, gepaart vielleicht mit einer Prise Provokation und Humor. Seit bald 15 Jahren ist die 57-Jährige Betriebsleiterin des Erlenhauses. Nichts deutete darauf hin, dass sie dereinst Heimleiterin werden könnte. Theres Meierhofer wuchs mit drei Geschwistern in einer protestantischen Lehrerfamilie mitten in Zürich auf. Sie studierte nach der Matura Jura. Im Studium lernte sie ihren Mann Thomas kennen. 1987 zog das Paar nach Engelberg, wo er eine Anstellung angenommen hatte. Sie arbeitete als Juristin. Als die drei Kinder im Abstand von jeweils zwei Jahren zur Welt kamen, reduzierte sie ihr Pensum. Nachdem sich ihr Mann selbstständig gemacht hatte, stieg sie wieder fest in den Berufsalltag ein. Sie war Untersuchungsrichterin und Jugendanwältin, danach fast zehn Jahre lang Gerichtsschreiberin am Ober- und Verwaltungsgericht.

> «Wenn die Mutter oder der Vater ins Heim kommt, ist das für jedes Familiensystem eine Krisensituation.»
>
> Theres Meierhofer-Lauffer

Vom Gericht ins Heim

«Und dann war da diese Stelle ausgeschrieben», erinnert sie sich. Die Stelle als Leiterin des Alters- und Pflegeheims Erlenhaus. Theres Meierhofer bewarb sich als Quereinsteigerin. Sie spürte, dass jede ihrer Lebenserfahrungen in dieser Funktion Sinn machen würde. Als Untersuchungsrichterin war sie bei Suiziden oder Unfällen vor Ort und hatte den Tod von seiner brutalsten Seite kennengelernt. «Das beeinflusste meine Haltung zu einem milden Alterstod nach einem langen Leben.» Sie brachte einen grossen Erfahrungsrucksack aus ihrem kirchlichen Engagement mit, unter anderem als Präsidentin der evangelisch-reformierten Kirche Engelberg. Auch die Ausbildung in Familienmediation war sinnvoll, «denn Familiensysteme werden immer komplexer». Der Gemeinderat entschied sich für Theres Meierhofer. «Und da bin ich jetzt.»

Vom Kommen und Gehen

Ihre Rolle zu beschreiben, sei nicht einfach. «Ich habe einen ganzen Rollenstrauss und achte sorgsam darauf, welchen Hut ich gerade trage.» Im Kontakt zu den Bewohnenden übernimmt sie vor allem zu Beginn und am Ende des Aufenthalts eine starke Rolle. «Wenn die Mutter oder der Vater ins Heim kommt, ist das für jedes Familiensystem eine Krisensituation.» Sie begrüsst jede neue Person unter der Türschwelle, begleitet sie persönlich ins Zimmer, führt zusätzlich mit den Angehörigen ein Gespräch und stützt das System durch ihre Präsenz einen kleinen Moment lang. Dann übernimmt die Pflege die Betreuung. Sie selber rückt in den Hintergrund und ist insbesondere in Krisen da. Stirbt eine Bewohnerin oder ein Bewohner, ist die Heimleiterin wieder sehr nahe. Der Tod ist Chefsache. Theres Meierhofer hilft beim Einsargen. Und am folgenden Morgen, immer zur gleichen Zeit, fährt der Bestatter beim Haupteingang vor. «Alle Mitarbeitenden im Haus und alle Bewohnenden, die dabei sein möchten, stehen in der Eingangshalle Spalier. Dann wird der Sarg zum Leichenauto gefahren.» Das Wissen, dass man im Erlenhaus so ehrenvoll verabschiedet werde, mache den Gedanken an den Tod nicht schlimmer, sondern entlaste. Das hört Theres Meierhofer immer wieder von Bewohnenden. Auch für sie selber ist das Ritual wichtig. «Das ist meine Art, mit

Theres Meierhofer-Lauffer vor dem Neubauprojekt mit 28 Alterswohnungen. Nebenamtlich engagiert sich die Betriebsleiterin der Stiftung Erlen Engelberg als Präsidentin von CURAVIVA Obwalden.

einer Bewohnerin oder einem Bewohner abzuschliessen. Denn ein paar Tage später muss ich wieder offen sein für eine neue Familie mit neuen Themen.»

Von Wurzeln und Haltungen

Zur Rolle der Heimleiterin gehört auch die Führung des 70-köpfigen Mitarbeiter-Teams, das mehrheitlich aus Frauen besteht. Eine Herausforderung? «Ja, wir sind manchmal ein Hühnerhaufen», sagt sie und lacht. Gemeinsam unter Frauen Freud und Leid zu teilen, sei sehr wertvoll. Wichtig war Theres Meierhofer in den vergangenen 15 Jahren der Aufbau einer hausinternen Bildungskultur. Sie sei «eine grosse Befürworterin von flächendeckenden, gemeinsamen Weiterbildungen». Sämtliche Mitarbeitenden haben eine Kinästhetik-, Palliative- oder Demenz-Grundbildung – auch jene im Büro oder in der Küche. Externe Profis geben Inputs. «Doch jede Weiterbildung muss Wurzeln schlagen.» Deshalb setzt sie auf hausinterne Weiterschulung durch eigene Mitarbeitende. Das fördere die gemeinsame Haltung, welche sie sich für ihr Haus wünscht.

Vom Planen und Bauen

Momentan stehen im Erlenhaus grosse Veränderungen an. Der Rohbau für 28 neue Alterswohnungen, welche direkt ans Erlenhaus angebaut werden, wurde diesen Herbst aufgerichtet. Bis in einem Jahr sind die Räumlichkeiten bezugsbereit. Doch bevor die neuen Mieter einziehen, zügelt das ganze Alters- und Pflegeheim für zwei Jahre in die Alterswohnungen, während das 40-jährige Haupthaus saniert wird. Dieses 29-Millionen-Projekt, das bis 2022 abgeschlossen ist, will Theres Meierhofer in den nächsten Jahren mit ihrer Kraft und ihren Ideen begleiten.

Übrigens kann sie sich gut vorstellen, im Alter selber ins Erlenhaus zu ziehen. Eine einfache Bewohnerin wäre sie wohl nicht, sinniert sie. «Wenn ich mich noch daran erinnern kann, dass ich mal Heimleiterin war, wüsste ich bestimmt alles besser.» Sie sei nicht für Sozialromantik. Sterben habe immer etwas Schwieriges, Schmerzhaftes und vor allem Endgültiges. «Aber ich hoffe, dass ich dann auch so gut betreut sterben kann wie die Menschen, die heute in unserem Haus leben.»

Astrid Bossert Meier

Die andere Seite von:

Alexandra Villiger

Alexandra Villiger ist alleinerziehende Mutter von zwei Töchtern und arbeitet seit zwei Jahren bei CURAVIVA für die hfg. Die Kauffrau schätzt den Austausch mit den Studierenden und Kolleginnen der hsl. Von deren Erfahrung konnte sie beim Aufbau des Sekretariats viel profitieren. In der Freizeit gehört ihre Leidenschaft den Bienen. Mit ihrem Wissen über das kleine Insekt könnte sie ganze Bücher füllen.

Schon als Sechsjährige ging ich mit meinem Vater ins Entlebuch zu den Bienen. Der Höhepunkt des Jahres war immer das Honigschleudern. Ich hatte vor den Bienen nie Angst. Im Gegensatz zu meiner älteren Schwester, die von Vaters Hobby nichts wissen wollte. Kaum hatte ich die Lehre als Kauffrau abgeschlossen, wurde ich vom Verband der Luzerner Imkervereine (VLI) für den Vorstand angefragt.

Ein eigenes Bienenhaus

Ich heiratete und bekam zwei wunderbare Töchter. Immer schon hätte ich gerne in der Umgebung ein Bienenhaus gehabt. Dann musste ein alter Imker seine Arbeit aufgeben, und wir konnten sein Bienenhäuschen kaufen. Mein Glück war nun perfekt. Heute als alleinerziehende Mutter mit einem 60 %-Pensum finde ich bei der Arbeit mit den Bienen neue Energie und den entspannenden Ausgleich zum Alltag.

Ein Wunder der Natur

Bienen brauchen Ruhe, sonst werden sie wild. Die Arbeit mit ihnen ist wie Meditation. Ich kann alles vergessen und zurücklassen. Jeden Frühling berührt es mich wieder neu, wenn ich sehe, wie sie ausfliegen und voll bepackt mit Pollen zurückkehren. Bienen sind ein Wunder der Natur. Nur miteinander sind sie überlebensfähig. Jede von ihnen weiss genau, was zu tun ist. Sie erzählen ihren Kolleginnen, wo sie Blüten finden. Sie wissen genau, wann die Waben voll sind und schliessen sie dann mit Wachs, das sie am Körper bilden. Sie spüren, wann es Zeit ist für eine neue Königin und ziehen eine junge nach.

Wir sind etwas gemein

Der Honig ist ein kostbares Naturprodukt. Damit die Menschen an ihn kommen, braucht es viel Pflege durchs ganze Jahr. Bis heute überströmen mich Glücksgefühle, wenn ich im Mai/Juni die ersten Waben schleudere. Eigentlich sind wir gemein zu den Bienen, denn wir rauben ihnen die Arbeit eines ganzen Sommers. Im Gegenzug sorgen wir für sie, schauen, dass sie im Winter fressen können und gesund bleiben. Dann können sie im Frühling wieder ausschwärmen.

Aufgezeichnet von
Bernadette Kurmann

Agenda

Aktuelle Weiterbildungen

Die Heimköchin/der Heimkoch in Alters- und Pflegeinstitutionen
15. Januar 2019 bis 8. November 2019 (20 Tage), Glattbrugg ZH und Zürich

Lehrgang Gerontologie
22. Januar 2019 bis 14. Januar 2020 (24 Tage), Zürich und Luzern

Gemeinsam sind wir stark
Spiele & Methoden für ein lustvolles Training der sozialen Kompetenzen
25. Januar 2019, Luzern

Umgang mit Ambivalenzen und Dilemmata im Führungsalltag
11. und 27. Februar 2019 (2 Tage), Luzern

Still oder lebhaft? Unterschiedliche Kinder richtig verstehen
14. Februar und 11. April 2019 (2 Tage), Luzern

Impulsworkshops: Herausfordernde Verhaltensweisen von Menschen mit Behinderung
- Herausforderndes Verhalten unter dem Fokus UN-BRK
  Mittwoch, 30. Januar 2019, Luzern
- Herausforderndes Verhalten unter dem Fokus Lebensqualität
  Mittwoch, 27. März 2019

Jeweils 17.30 bis 19.30 Uhr
(anschliessend Apéro)

Alle aktuellen Angebote unter
www.weiterbildung.curaviva.ch

CURAVIVA Weiterbildung
www.weiterbildung.curaviva.ch
weiterbildung@curaviva.ch
Telefon 041 419 01 72

Impressum

CURAVIVA Bildung
Abendweg 1, 6000 Luzern 6
Telefon 041 419 72 53
bildung@curaviva.ch
www.curaviva.ch

Herausgeberkommission:
A. Bossert Meier, S. Eberle,
F. Parmiggiani, E. Spescha, M. Zentner
Redaktion: A. Bossert Meier,
F. Parmiggiani, E. Spescha
Design und Layout: frappant.ch
Auflage: 7300 Exemplare
Erscheinungsweise: 4-mal jährlich